

# Doctor universalis. Zu Gestalt und Werk des Albertus Magnus

Von Hans Maier

## I

Albert von Lauingen, den man später Albert von Köln, Albert den Deutschen und schließlich Albert den Großen – Albertus Magnus – nannte, war ein kleiner zäher Mann, der mit seinem langen Leben fast ein ganzes Jahrhundert durchgemessen hat. Er ist alt geworden und weit umhergekommen. Als Scholar und Ordensmann, als Gelehrter, Bischof und Kreuzzugsprediger wanderte er durch ganz Europa, von Paris bis Prag, von Lübeck bis Rom – meist zu Fuß, wie es sich für einen Mann des Predigerordens geziemte. Daneben schrieb und diktierte er ein riesiges Werk, das schon in den älteren Ausgaben viele Bände füllt; die kritische Neuauflage, die seit 1951 bei Aschendorff in Münster erscheint, herausgegeben vom Albertus-Magnus-Institut in Bonn, ist auf 40 Bände angelegt.

Alberts langes Leben umschließt das kürzere seines berühmtesten Schülers Thomas von Aquin, der ihn an systematischer Begabung und Wirkung noch überragt. Unter seinen Zeitgenossen sind Franz von Assisi und Dominikus, Innozenz III. und Friedrich II., die Maler des Trecento, die Dichter des Nibelungenliedes und des Parzival. Albert hat Glanz und Untergang der Staufer erlebt, dann die lange kaiserlose Zeit und gegen Ende seines Lebens noch die mühsamen Anfänge Rudolfs von Habsburg. Immer war er mehr als nur ein Mönch in seiner Zelle, mehr auch als ein Professor in seiner Universität – er war schon zu Lebzeiten berühmt, gesucht, umstritten, wurde als *auctor*, als Autorität zitiert, fast der einzige Lebende neben den Alten; und bis heute ist er der einzige Gelehrte, dem die Nachwelt den Beinamen *der Große* verliehen hat.

Woher diese ungewöhnliche Wirkung des kleinen zähen Mannes aus Schwaben? War es die Gunst der ersten Stunde, die seinen Namen mit dem glanzvollen Aufbruch der „Schule“, der Scholastik, mit der Aneignung des Aristoteles und der jüdischen und arabischen Philosophie verband? Oder waren es seine naturwissenschaftlichen Schriften – keineswegs nur eine Nachschrift des Ari-

---

Vortrag, gehalten am 16. 11. 1980 beim Festakt zum 700. Todestag des hl. Albertus Magnus in der Lauinger Stadthalle.

stoteles, sondern ein Zeugnis eigener Beobachtung, ein einsamer Pfeiler der Empirie zwischen Altertum und Neuzeit? Oder das selbstlose Vorbild des Mönchs und Asketen, des Bischofs, der als Vermittler und Friedensstifter wirkte? Oder gar der Ruch des „Magiers“, der ihm anhaftete jahrhundertlang, lockend und abschreckend zugleich? – Sehen wir zu.

## II

Über Alberts Jugend weiß man wenig – kein Wunder in einer Zeit, die auf Individuelles und Persönliches noch wenig gab. Wahrscheinlich ist er vor 1200 in Lauingen geboren, wahrscheinlich war sein Vater ein Reichsministeriale im Dienst der Staufer, nach heutigen Begriffen also ein Beamter – Genaueres wissen wir nicht. Nur ein einziges Mal erwähnt Albert seine Vaterstadt, ohne ihren Namen zu nennen, als er in *De animalibus* (VII, 65) von den Winterhöhlen der Fische im Bett der Donau spricht: die hat er gesehen „in villa me super Danubium“. Und noch anderes hat er gesehen und beobachtet: Bienenschwärme, Fallensteller, die Falkenjagd mit Knechten, die Fische in der Donau und ihren Nebenflüssen, wie der Hecht seine Beute im Maul herumdreht, wenn er sie statt am Kopf am Schwanz erwischt – und immer heißt es „expertus sum“, ich hab’s gesehen und erfahren. Diese Tier- und Jagdgeschichten, lakonisch erzählt, sind winzige persönliche Einsprengsel in einem Werk von strengster Objektivität, kleine Steinmetzzeichen, die auf den Autor verweisen. Hier also, ganz versteckt, finden wir ihn, den jungen, den neugierigen, den schwäbischen Albert; und wer heute durchs Donauried geht, die Kühltürme von Gundremmingen im Rücken, der mag sich, Jahrhunderte zurück, den jungen Taldurchdringer vorstellen mit Falken und Netzen, in einer ursprünglichen Naturlandschaft, einer Umwelt, die noch ganz geprägt ist von Jagd, Fischfang und Ackerbau.

Er muß wohl in Augsburg die Domschule besucht haben. Dann finden wir ihn 1222 in Oberitalien, er erlebt das Erdbeben von Brescia, kommt nach Venedig, besucht in Padua, wo er bei einem Onkel wohnt, die junge Universität und studiert dort wahrscheinlich die Artes, also Philosophie, dazu Medizin und Jurisprudenz. Hier findet er auch den Weg zu den Söhnen des heiligen Dominikus. Jordan von Sachsen selbst, der zweite Ordensmeister, führt ihn dem Orden zu. Dann wird Köln für den jungen Novizen zur zweiten Lebensstation und bald zur zweiten Heimat, immer wieder kehrt er in diese Stadt zurück, die sich bald mit seinem Namen verbindet (Albert von Köln). Aber auch in anderen Städten wirkt Albert nach dem Studium der Theologie und dem Empfang der Priesterweihe, so in Hildesheim, in Freiburg, in Regensburg, in Straßburg und Würzburg, jeweils als Lektor, das heißt als Lehrer der Philosophie und Theologie. Nach 1240 schickt ihn der Ordensmei-

ster Johann von Wildeshausen als ersten deutschen Lehrer an die Universität Paris, hier lebt und lehrt er im Predigerkloster Saint Jacques, erwirbt den Magister, beginnt eine ausgedehnte Lehrtätigkeit, schreibt Werke, die seinen Namen berühmtmachen, legt den Grund für die christliche Aneignung des Aristoteles.

Das Vorbild des Franziskus und des Dominikus riß damals viele junge Leute mit, auch und gerade junge Leute aus bürgerlichen und ritterlichen Häusern – ein Zeichen, wie sehr die mittelalterliche Kirche bei allem Glanz und aller Macht zur Anfechtung geworden war. Der stürmische Aufstieg der Bettelorden war eine Reaktion auf jene kirchliche Durchdringung der Welt, die oft unversehens in eine Verweltlichung der Kirche umschlug. Leidenschaftlich erlebt das Zeitalter die Spannung zwischen den purpurn einerschreitenden Ämtern und Würden und der Forderung nach evangelischer Armut und Demut: Franziskus, der auf dem Marktplatz seine reichen Kleider ablegt und sich nackt in die Arme des Bischofs flüchtet, ist ein Symbol der Zeit. Doch war die Kirche im 13. Jahrhundert, sehr im Unterschied zum späteren Mittelalter, noch lebendig und beweglich genug, nicht nur einen Innozenz III., sondern auch einen Franziskus, einen Dominikus, eine heilige Elisabeth hervorzubringen. Der Anspruch des Glaubens auf Formung der Welt, unüberhörbar seit dem Investiturstreit, führte nicht nur zur Verselbständigung der Kirche als Amt, Organisation, Rechts- und Machtgebilde, zur Autonomie gegenüber den einhüllenden feudalen und politischen Formen – er wirkte auch in der Besinnung auf die *pura littera* des Evangeliums, auf Armut und Keuschheit, auf die schlichte Nachfolge Christi im Geist der evangelischen Räte. So erneuern die Reformer seit Petrus Damiani, dann die Franziskaner und Dominikaner die apostolische Lebensform der Urkirche: gemeinsames Leben, Wanderpredigt, Volksmission, Brüderlichkeit. Die alte Klosterverfassung wandelt sich und nähert sich der Gemeinde- und Körperschaftsverfassung der aufblühenden Kommunen an. Im Licht des Glaubens erwacht der Erkenntnisdrang des Verstandes, mit den Bettelorden wandern die Klöster aus einsamen Tälern in die Städte, neue Gründungen treten neben die alten Kloster- und Domschulen. Das 13. Jahrhundert wird zum Höhepunkt mittelalterlicher Wissenschaft. Es ist nicht einfach die Entdeckung der aristotelischen Schriften, die einen neuen Stil des Wissens schafft – vielmehr wird die evangelische Gesinnung, der Wille zur Erneuerung getragen vom Erwachen eines Glaubens, der seinerseits von den heiligen Texten zehrt. Neben der Auslegung des Aristoteles steht in Saint Jacques das Bemühen um den Urtext der Bibel, und Albert der Deutsche gehört zu den ersten, die sich auf eine von den Mönchen gefertigte Wortkonkordanz zur Bibel stützen können.

Man hat auf die Zusammenhänge zwischen der neu aufbrechenden Volksfrömmigkeit, dem Beten, den Wundererzählungen, den Vereinen und Bruderschaften und den Mendikantenorden hingewiesen, man hat von einem aposto-

lisch gesinnten Pietismus der Laien gesprochen, der sich an die neuen Orden anlehnt. Wissenschaft, Frömmigkeit und Kunst treten in einen spannungsvollen Wettstreit. Man versteht die Kunst des 13. Jahrhunderts nicht ohne den Hintergrund der neuen Orden; etwas vom Geist des Kinderkreuzugs lebt auch in den Summen der Theologen, nicht zu reden von den überall aufstrebenden Bauten der Kathedralen.

Die allgemeine Erneuerung des Geistes wirkt sich auch aus in jenem neuen Gebilde, das die eigentliche Schöpfung dieser Zeit ist: in der Universität. Auch sie ist nicht mehr – wie die alte Kathedralschule oder Klosterschule – ein streng hierarchisch geordnetes, der Tradition verpflichtetes Unternehmen. Sie ist von Anfang an eine städtische Einrichtung, eine Körperschaft der Intellektuellen im weltlichen Gemeinwesen. M.-D. Chenu, selbst ein Dominikaner, hat den Geist der ersten Universitäten mit meisterlichen Sätzen beschrieben: „Es ist ein ausgesprochen anderer Menschenschlag, der in die Stadtschulen kommt, nach Paris, Bologna, Oxford, Köln. Zunächst ist es eine unorganisierte Schar, die rasch den Bereich der Kathedrale überschritten und sich in der Stadt einen Bezirk für sich geschaffen hat, in dem sie den Ton angibt, selbst auf der Straße, wo ihr Ungestüm sich breitmacht. Schüler eines Abaelard, nicht mehr Schüler eines Anselm! Die ‚universitas‘ der Studien, zu der sich diese Schulen spontan zusammenschließen, ist eine der Körperschaften der neuen Stadt, nach dem Muster der handwerklichen Zünfte; sie stellt in dieser ein juristisches Kollektiv dar, bevollmächtigt, im Namen der Berufsgemeinschaft zu handeln, also aufgerückt zum Rang einer ‚Behörde‘ in der Stadt. Sie hat das Recht, ihr Leben nach eigenem Ermessen zu organisieren, bis hin zu eigener Polizei, wofern sie nur die Rechte der übergeordneten Gemeinschaft achtet. Da sie unmittelbar die geistigen und kulturellen Belange zum Gegenstand hat, strebt sie danach, den Rahmen des Stadtwesens zu überschreiten und ihren Einfluß bis in die hohe Politik geltend zu machen, in dem richtigen Bewußtsein ihrer universellen Bedeutung... Von der Rue du Fouarre bis zur Abtei Sainte Geneviève haben die Schulen fast den ganzen Hügel mit Beschlag belegt, entlang der Rue Saint-Jacques, wo Albert der Große und Thomas von Aquin bald eine Schule eröffnen werden, die der Universität inkardiniert ist und an ihren Rechten, ihrem Lehrplan und ihren Lebensäußerungen teilhat. Es ist ein aufgeschlossenes Volk, für das Wissen nicht mehr nur eine Vorbildung für Mönche ist, sondern Mittel zur Kultur und eine unentbehrliche Hilfe, um Karriere zu machen. Die Artistenfakultät erwirbt ihre verwaltungsmäßige und geistige Unabhängigkeit. Mediziner und Juristen legen den Gang ihrer Studien fest. Lehrer und Schüler schließen sich in Vereinigungen zusammen, um ihre Rechte zu verteidigen und ihre Privilegien durchzusetzen. Rivalität und Ehrgeiz kommen auf unter ihnen, und die finanziellen Erfordernisse eines solchen Unternehmens stellen unvorhergesehene Probleme, die man durch stiftungsmäßige Fundierung der Kollegs zu lösen sucht. Man vervielfältigt die Bücher, soviel man kann, und zwar in

Verfahren, die den alten *scriptoria* (Schreibstuben) unbekannt waren, und diese Herstellungsweise der Handschriften verrät die Bedürfnisse und Gewohnheiten dieser intellektuellen Demokratie. Wir sind weit entfernt vom Lehrer an der Klosterschule, der aus Liebe zu Gott, ohne Eile, ohne Sorge für den kommenden Tag den jungen Mönch zur Bibellesung und zum heiligen Dienst anleitet . . . Es sind die neuen Mendikantenorden, die Minoriten und die Predigerbrüder, die zugleich mit einem heiligen Widerstand gegen den intellektuellen Rausch und die sittlichen Auflösungserscheinungen der neuen Zivilisation eine Politik treiben, die auf dem Boden dieser Zivilisation steht . . . Franz von Assisi und Thomas von Aquin sind die beiden Spannungspole dieser Christenheit“ (M.-D. Chenu, Das Werk des hl. Thomas von Aquin, Heidelberg-Graz 1960, 8 ff.).

In diesem von Spannung und Erwartung erfüllten Moment wirft Albert in die Pariser Schulen, wo man offiziell noch gar nicht Aristoteles vortragen durfte, fünf Kommentare zu den Werken der Naturphilosophie des Aristoteles hinein – von der Physik bis zu *De anima*. Das Echo dieser Vorlesungen, mehr noch ihrer Veröffentlichung, ist ungeheuer; sie leiten den Durchbruch des christlichen Aristotelismus im Abendland ein und werden zur Grundlage für das Werk des hl. Thomas und für die wissenschaftliche Arbeit der Scholastik bis zum 16. Jahrhundert. Sogleich wird Albert der Deutsche in Paris, ja in allen Universitäten der damaligen Welt ein berühmter Mann – freilich auch ein umkämpfter und umstrittener. Er hat, wie Martin Grabmann es ausgedrückt hat, die aristotelische Philosophie für die abendländische Scholastik „benutzbar und sozusagen mundgerecht gemacht“ – und dies eben war weder ein selbstverständliches noch ein risikoloses Unternehmen.

Nicht daß Aristoteles damals nicht schon lange im Blickfeld der abendländischen Christenheit gestanden hätte! Gerade im 12. und 13. Jahrhundert wurde sich ja die Christenheit in den Kreuzzügen, im kriegerischen und friedlichen Austausch mit der islamischen Welt und der arabisch-jüdischen Gelehrsamkeit ihrer Grenzen, ihrer geographischen und geistigen Beschränkung, ihrer Binnenlage bewußt. Sie hatte geglaubt, die ganze Menschheit zu umspannen; nun wurde deutlich, daß „die Welt“ noch immer da war und daß der Glaube nur einen kleinen Teil der Menschheit erreicht hatte. Am frühesten entdeckten die Mediziner den Aristoteles, und im Gefolge der Medizin sickerten die anderen aristotelischen Schriften von Toledo her ins Abendland ein. Nicht zuletzt Friedrich II. bemühte sich um Übersetzungen. Freilich war es kein authentischer Aristoteles, er war versetzt mit allen Produkten arabischer Spekulation – eine gefährliche Konterbande für christliche Theologen! So wundert es nicht, daß das Verhältnis zu dem großen Magister der Antike lange Zeit ambivalent blieb, daß Verurteilungen mit Empfehlungen, Aneignung mit Abwehr wechselte. Alberts Standpunkt war hier von Anfang an bewundernswert klar, und man staunt nicht nur über die Präzision seines Programms, sondern vor allem über die Tatkraft und den Mut, mit dem er es durchzusetzen verstand. „Nostra

intentio est omnes dictas partes (physicam, metaphysicam, mathematicam) facere Latinis intelligibiles“, sagt er in seinem Physikkommentar (lib. I tr. 1 c. 1). Omnes partes – also nicht nur die Naturphilosophie, sondern auch die geisteswissenschaftlichen, ethischen und politischen Schriften will er den Lateinern verständlich machen. Gewiß liegt der Akzent bei Albert auf den naturwissenschaftlichen Schriften, sie hat er mit eigenen Beobachtungen bereichert, viele mittelmeerische Beispiele durch mittel- und nordeuropäische ersetzt; aber sein riesiges Werk greift viel weiter aus: Fast alle Bücher der Heiligen Schrift hat Albert erklärt und kommentiert, dazu die Werke des Pseudo-Dionysius, die Sentenzen des Petrus Lombardus – hinzu kommen mehrere theologische Summen. An Universalität kommt kein Autor des Mittelalters ihm gleich, so daß die Nachwelt ihn mit Recht als *Doctor universalis*, als Universalgelehrten bezeichnen konnte. Und wenn sein Schüler Thomas ihn an systematischer Kraft noch übertrifft, wie schon hervorgehoben, so steht er doch geschichtlich auf den Schultern seines Lehrers: der Durchbruch der neuen Schule, die noch lange umstrittene christliche Aneignung des Aristoteles, der kühne Ausgriff des Geistes in die Natur und in die Fülle der Schöpfung, sie sind Alberts Werk und Alberts Werk allein.

### III

Und vergessen wir nicht: Albert war stets mehr als ein Gelehrter. Er stand handelnd in seiner Zeit, verkehrte mit Ordensoberen, Bischöfen, Päpsten, Königen; wurde selbst Bischof; war eine öffentliche Autorität. Schon als verhältnismäßig junger Mann wird er nach dem Tod Jordans von Sachsen 1238 zum Ordensmeister vorgeschlagen, zu einer Zeit, als er noch wenig geschrieben hatte und wenig öffentlich hervorgetreten war; und durch sein ganzes späteres Gelehrtenleben zieht sich ein breiter Strom öffentlicher Tätigkeit hindurch. Ob es sich nun um seine Kölner Tätigkeit im neugegründeten Generalstudium seines Ordens handelt, die sich an die Pariser Jahre anschließt, oder um die Zeit als Provinzial der deutschen Dominikaner, die mit riesigen Wanderungen zu Visitationen und Predigten verbunden war, oder um die Verteidigung des Predigerordens beim Papst in Anagni, oder um die kurzen Bischofsjahre in Regensburg, denen sich wiederum eine jahrelange Predigt- und Wandertätigkeit anschließt – immer wieder ist Albert in öffentliche Pflicht genommen, immer wieder hat er mit geistlichen Leitungsaufgaben, diplomatischen Missionen, Schlichtungs- und Friedensaufgaben zu tun. Da geht es einmal um die Verteidigung gelehrter Thesen vor kirchlichen Tribunalen – eine heikle, Mut und Geschick erfordernde Aufgabe im schwierigen, von Ketzerprozessen und Ketzerkriegen durchzogenen 13. Jahrhundert. Oder es geht um die Sanierung eines vom Vorgänger heruntergewirtschafteten Bistums wie im Fall Regens-

burg. Oder Fehden sind zu schlichten wie zwischen Erzbischof und der Stadt Köln in den Schiedssprüchen von 1252 und 1258. Oder die Anerkennung eines Königs steht an wie 1274 auf dem Konzil von Lyon, als Albert für den neugewählten Rudolf von Habsburg eintritt. Das sind nicht die okkasionellen Nebentätigkeiten eines berühmten Professors. Denken und Handeln lassen sich bei Albert nicht trennen. Auch darin ist er ein universeller Geist. Im übrigen ist sein Antrieb nicht Ehrgeiz, sondern Seelsorge. Hugo Stehkämper, der Direktor des Kölner Historischen Stadtarchivs, hat in einer schönen Studie über die Schiedsverträge Alberts herausgearbeitet, daß Albert sich stets von seelsorglichen Gesichtspunkten hat leiten lassen. Der Dominikanerorden war ja ein Seelsorgeorden. Wie konnte man beten, das Heil der Seelen befördern, wenn das soziale Leben gestört, die Welt unfriedlich war? Alberts Friedensliebe entsprang seiner Gottesliebe, die in jeder Kreatur Gottes Werk erkannte. Wo Handeln nötig war, war Albert jederzeit bereit, die Zelle zu verlassen und auf Wanderschaft zu gehen, sich einzulassen und anzulegen; er ließ auch Unrecht nicht auf sich beruhen, sondern griff mit Tatkraft und ohne jede Ängstlichkeit ein, wo es nötig war. Es ist nicht ganz sicher überliefert, ob er wirklich im hohen Alter noch von Köln nach Paris gepilgert ist, um das Werk seines damals schon verstorbenen Schülers Thomas vor Anfechtung zu retten; doch wenn es nicht wahr ist, ist es gut erfunden – man traute jedenfalls Albert diesen selbstlosen Dienst an seinem Schüler zu, jenem „stummen Ochsen“, den seine Mitstudenten in Paris und Köln wegen seiner Schweigsamkeit gehänselt hatten und von dem Albert mit dem Blick des geborenen Lehrers urteilte, dieser stumme Ochse „werde noch die ganze Welt mit seinem Gebrüll erfüllen“.

#### IV

Wagemut, Kühnheit, ja Verwegenheit – das ist die eine Seite des Albertus Magnus. Klugheit, Diskretion, Vorsicht, ja manchmal eine knitze alemannische Lust am Finassieren und Sich-nicht-packen-lassen – das ist die andere Seite. Albert wußte, worauf er sich einließ, als er Autoritäten stürzte, um neuer Erkenntnis Bahn zu brechen. Auf ihn trifft Lichtenbergs Wort zu, es sei unmöglich, die Fackel der Wahrheit durch ein Gedränge zu tragen, ohne jemandem den Bart zu sengen. War es nicht schon respektlos, dem als Theologen hochverehrten Augustinus zu bescheinigen, er habe mit Physik nicht viel im Sinn gehabt? Konnte es gutgehen, wenn Albert die Ausdehnung theologischer Autorität auf andere Gebiete des Wissens in dürren – und kühnen! – Worten ablehnte? „In Sachen des Glaubens und der Sitten muß man dem Augustinus mehr glauben als den Philosophen, wenn beide uneins sind; aber wenn wir von Medizin reden, halte ich mich an Galen und Hippokrates, und wenn es um die Natur der Dinge geht, wende ich mich an Aristoteles oder an

einen anderen, der auf diesem Gebiet bewandert ist (In 2 Sent. d. 13 a. 2 ad obj.). Nicht alle Zeitgenossen waren mit diesem neuen Statut der Wissenschaft, das Albert lakonisch an die Stelle bedingungslosen Respekts vor Autoritäten setzte, ganz einverstanden. An Angriffen dürfte es nicht gefehlt haben; nur hören wir davon wenig, denn Albert war ein überlegener Dialektiker und Politiker: er parierte Angriffe im voraus, und er hatte schließlich so viel Autorität, daß man sich bald nicht mehr an ihn heranwagte. Alles half ihm: seine Gelehrsamkeit, seine Armut und Bescheidenheit, seine Autorität bei Bischöfen und Päpsten. Aber es hätte auch ganz anders ausgehen können; es gab genug Kleinere und Neidische, die ihm das Leben sauer machten, die seine Existenz hätten vernichten können. Einmal, am Ende seines Kommentars zur Aristotelischen Politik, bricht sein Zorn hervor gegen die Kritikaster, die in den Schriften anderer nichts als Mängel wittern, um sich über die eigene Unfähigkeit hinwegzutrusten: „Solche Leute haben den Sokrates umgebracht und den Plato in die Akademie verbannt. Sie sind im wissenschaftlichen Leben genau das, was die vergiftete Leber im Körper bewirkt. Und wie die ausfließende Galle den ganzen Leib verbittert, so machen auch in der wissenschaftlichen Gemeinschaft solche galligen Leute allen anderen das Leben sauer.“ Und Albert zitiert Aristoteles mit seinem Ausspruch, als er Athen verließ: In Athen wird es immer Verleumder geben. Ich will es den Athenern ersparen, daß sie sich ein zweites Mal an einem Philosophen versündigen. – Ob Albert sich zum Bischof wählen ließ, um seinen Gegnern mit größerer Autorität gegenüberzutreten zu können? Man hat es in der jüngsten Forschung vermutet, und gute Gründe sprechen dafür. Hätte denn Albert dem heftigen Widerspruch seines Ordensmeisters gegen die Annahme dieses Amtes so energisch getrotzt, wenn es ihm nur um Bequemlichkeit und Würden und nicht um sein Lebenswerk gegangen wäre? Es waren ja nicht nur die teuren Bücher, die er als Bischof – entbunden vom Gelübde der Armut – leichter beschaffen konnte, es war die Bischofswürde selbst, die ihm auch nach dem Verzicht auf das Regensburger Amt blieb und die so manchen Stoß von ihm abhalten konnte.

Auch in der Methodologie des Albertus Magnus finden wir jene charakteristische Balance von Wagemut und Zurückhaltung, die Leben und Werk des Gelehrten kennzeichnet. Albert stützt sich neben der *auctoritas* auf *ratio* und *experimentum* – „die scholastische Grundformel des methodologischen Gleichgewichts, die man zu Unrecht dem harten Kern der Neuzeit zugerechnet hat“ (Heinrich Schipperges). *Ratio* ist Zwang zur Argumentation, *Experiment* ist Bemühen um Erfahrung und Beobachtung, beide müssen zur Orientierung an den Autoritäten hinzukommen. Gerade in der Naturwissenschaft muß man den Dingen auf den Grund gehen, hier genügt kein Wissen im allgemeinen, hier sind Schlüsse, die in Widerspruch zur Sinneswahrnehmung stehen, unbrauchbar. Erst das wiederholte Experiment gibt Gewißheit – „*experimentum solum certificat*“ (De veget. 6, 1, 1).

Zweifellos hat Albert als Naturwissenschaftler nicht nur den Aristoteles aktualisiert. Helmut Altner hat gezeigt, wie er bestätigt und ergänzt, einschränkt und korrigiert. „So berichtet er nach eigener Beobachtung, daß der Seidenspinner statt der Blätter des Maulbeerbaums auch Salatblätter annehme, dann allerdings schlechtere Fäden produziere. So äußert er sich präzise über die Nahrung einheimischer Vögel. Er hat selbst nachgeforscht, ob der als blind geltende Maulwurf nicht doch Augen besitze. Er hat eine Biene seziiert und den als Speicherorgan dienenden Honigmagen gesehen. Er gibt auch richtig an, daß die Neunaugen keine knöchernen Wirbel besitzen. Vielmehr hätten sie statt dessen einen Knorpel. Als erster beschreibt Albertus das Bauchmark der Gliedertiere. Er entdeckt es beim Flußkrebse.“

Seine unmittelbare Erfahrung wird besonders deutlich, wenn er die Tierwelt in Donau und Rhein erwähnt. An der Donau wuchs Albert auf, und seine Regensburger Zeit mag ihm Bestätigungen alter Beobachtungen gebracht haben. Der Rhein ist ihm von langen Kölner Jahren vertraut. So beschreibt er, daß sich im Winter in der Donau an geeigneten Stellen Barben in großer Zahl sammeln. Er hat auch noch den Stör in der Donau gesehen, eine heute ausgestorbene Art“ (H. Altner, Albertus Magnus: ein Wegbereiter der Naturwissenschaft im Mittelalter, Ms., S. 11f.).

Freilich dürfen wir die Bedeutung des Experiments bei Albert nicht überschätzen. Er hat noch nicht *systematisch experimentiert*. Er hat vor allem noch nicht *gemessen*. Naturforscher wie seine Zeitgenossen Roger Bacon, aber auch Friedrich II. sind darin weiter gegangen als er. Albert überwindet zwar den Symbolismus der überlieferten Naturphilosophie, er rückt Überlieferungen zurecht, untersucht Details, geht empirisch vor; aber er gelangt noch nicht zu jener Verbindung von Experiment und Quantifizierung, die dann der modernen Naturwissenschaft den Weg über das ältere Denken hinaus weist. Ein Grund liegt sicher darin, daß Albert sich vor allem für Lebewesen interessierte. Gerade biologische Systeme haben sich aber viel länger und hartnäckiger als physikalische und chemische Objekte der Quantifizierung entzogen. Man hat Alberts naturwissenschaftliches Denken als aristotelisch-scholastisches Deuten in Finalitäten beschrieben, und sicher ist, daß er die Autorität und Methode des Aristoteles bei aller Kritik im einzelnen nie grundsätzlich in Frage gestellt hat. Man hat jedoch gerade von seinem Systemdenken her Brücken sowohl zur modernen Ökologie wie zur Systemtheorie geschlagen – so jüngst Helmut Altner und August Nitschke; und vielleicht ist es wirklich so, daß er mehr war als nur ein Vorläufer der modernen Naturwissenschaft, nämlich ein Gesprächspartner heutiger Wissenschaft in ihrem Bemühen, vom Teil zum Ganzen zu gelangen – eben weil er das Ganze von Welt und Mensch nie aus dem Auge verloren hat.

Am 15. November 1280 starb Bruder Albert, vormals Bischof von Regensburg, im Ordenshaus der Predigerbrüder in der Stolkgasse in Köln. Der

Rastlose hatte nicht nur das damalige Europa zu Fuß durchwandert und dafür den Spitznamen „Bruder Bundschuh“ erhalten, er hatte auch den Kreis der Wissenschaft weit ausgedehnt und die Grenzen des Wissens erweitert – mehr als irgendein Forscher in seinem Jahrhundert neben ihm. Dennoch (oder eben darum) ist er nach den Zeugnissen der Zeit ein schlichter und bescheidener Mensch geblieben. „Will man fragen nach den Geheimnissen Gottes“, so heißt es in einem der ihm zugeschriebenen Andachtstexte, „so frage man nach dem ärmsten Menschen, der auf Erden weilt und der mit Freuden arm ist aus Liebe zu Gott; der weiß von Gottes Geheimnissen mehr als der weiseste Gelehrte auf Erden“ (Ch. H. Scheeben, *Albertus Magnus*, Bonn 1932, 193).

## V

Um Albert woben sich Anekdoten und Legenden schon zu Lebzeiten – nach seinem Tod hüllten sie seine historische Gestalt so ein, daß sie fast unerkennbar wurde. Der kleine hagere Mann mit den Gigantenschultern, ein Atlas der Wissenschaft, wurde jetzt zu einem mythenumwölkten Magier – spätere Zeiten sahen sein Studierzimmer mit bläulichem Qualm erfüllt, man schrieb ihm Zauberkräfte zu, machte ihn zu einer Mischung von Faust, Cagliostro und Alfred Nobel. Er sollte den Kölner Dom entworfen haben (der in der Tat in seiner Zeit grundgelegt wurde), er hatte, zum Schrecken seines Schülers Thomas, einen Roboter gebaut, Päpste und Könige rettete er aus Seenot, feindliche Heere zerstreute er durch Zauberworte. Man könnte über solches Überborden frommer und unfrommer Phantasie leicht hinweggehen, hätten nicht diese Legenden Albert erheblich geschadet und sein Bild in der Überlieferung getrübt. *Albertus Magnus* wurde zwar im Volk verehrt, die rührende Vielfalt der Andachtsbücher, die süddeutsche Überlieferung der Albertitafeln zeigt es – doch *Albertus Magnus* provozierte eher Zurückhaltung und stille Abwehr. So ist Albert zwar 1622 seliggesprochen worden, es dauerte aber bis ins 20. Jahrhundert, bis er als Heiliger zur Ehre der Altäre erhoben wurde – bekanntlich nicht ohne die Initiative eines tüchtigen Referenten im Bayerischen Kultusministerium. Auch sein Werk hat nicht die wissenschaftliche Aufmerksamkeit und Pflege gefunden wie das Werk anderer Gelehrter des Mittelalters; die älteren Editionen sind unzulänglich; unendlich viel ist fälschlich unter Alberts Namen herausgegeben worden – von Andachtsbüchern und Naturgeschichten bis zu „Der Weiber Heimlichkeit“. Erst in unseren Tagen erscheint eine kritische Neuauflage, die mühevoll den echten vom legendenhaften Albert scheidet. Sie bestätigt den „Eindruck des Gewichtigen, Gewaltigen und Großen“, den Martin Grabmann 1919 in einem bedeutenden Vortrag dem fast vergessenen Werk des Dominikanergelehrten zuschrieb – aber sie zeigt zugleich, wie schwer es ist, Zugänge zu ihm zu öffnen, nachdem sein Bild (und

noch mehr sein Werk) unter den Übermalungen und Entstellungen der Jahrhunderte fast unkenntlich geworden ist.

Im Grunde wissen wir noch immer viel zu wenig über Albert – unendlich weniger jedenfalls als über Thomas und Bonaventura; und gegenüber der ausgedehnten Thomasliteratur ist die Zahl seriöser Monographien über ihn noch immer recht gering. Auch Scheebens schöne Biographie (1932) bedürfte heute einer Neufassung. Wieviel zu tun ist, zeigen die beiden trefflichen Gedenkschriften zum 700. Todestag, die in Dillingen und Regensburg unter der Stabführung von Adolf Layer und von Georg Schwaiger und Paul Mai herausgekommen sind. Angesichts der jetzt zunehmend sicheren Quellen Grundlagen müßte die Albertus-Forschung jetzt neue Impulse gewinnen und einen neuen Aufbruch wagen; man kann nur hoffen, daß in den nächsten Jahren einiges in Bewegung kommt.

Legenden über Albert wuchern noch immer, und im Vorfeld des Papstbuchs in Deutschland 1980 haben sie gelegentlich phantastische Dimensionen angenommen. So hat Uta Ranke-Heinemann behauptet, Albert sei ein Frauenfeind, der die Frauen mit Verleumdungen diffamiere, wie sie nur einer krankhaften Phantasie entspringen könnten. Ich weiß nicht, auf welche Texte sie sich stützt, vielleicht auf Schriften, die gar nicht von Albert stammen (es gibt ja vieles, was fälschlich unter seinem Namen läuft). Ein verantwortlich vorgehender Wissenschaftler würde zunächst die Aussagen Alberts über die Frauen sammeln und sie mit denen seiner Zeitgenossen vergleichen. Dabei wäre zu beachten, daß Albert Theologe und Naturwissenschaftler ist. Als Theologe stimmt er ausdrücklich der Meinung der Väter zu, daß Eva aus der Mitte Adams genommen sei – und fügt als schlauer Schwabe mit Schalk und Augenblinzeln hinzu: „Wäre sie aus seinem Haupt genommen, könnte man denken, sie wäre seine Herrin; wäre sie aus seinem Fuß genommen, könnte man meinen, sie wäre seine Magd“ (De hom. qu. 75). Als Naturwissenschaftler gibt Albert die Ansichten des Aristoteles wieder, den er ja seinen Zeitgenossen erklären will; wie weit er sich mit ihm identifiziert, muß in jedem einzelnen Fall geprüft, es kann nicht einfach allgemein unterstellt werden.

Albert hat von den Frauen, von der menschlichen Geschlechtlichkeit überhaupt mit einer grandiosen Unbefangenheit gesprochen – nicht anders als die Nonne Hildegard, die in der geschlechtlichen Lust eine Erinnerung an das Paradiesesglück sah und die darauf bestand, daß der Mensch am jüngsten Tag auferstehen werde „in integritate membrorum et cum sexu“, mit all seinen Gliedern und seinem Geschlecht. Die Texte des großen Kirchenlehrers seien den Ängstlichen von heute dringend zur Lektüre empfohlen – sie könnten manche Verklemmungen beheben. Ich kann nicht finden, daß Albert, sieht man einmal von den Blickbeschränkungen seiner Zeit ab, ein Frauenfeind gewesen sei. Hört es sich nicht fast galant an, wenn er den weiblichen Körper mit dem Fleisch einer köstlichen Apfelfrucht vergleicht, während der Mann „hart und

spröde ist wie eine Quitte“? Und kommt es nicht heutigen Auffassungen über die Gleichberechtigung sehr nahe, wenn er sagt, die Frau sei Gefährtin, nicht Dienerin – non ancilla sed socia? (H. Schipperges, Eine „Summa Medicinae“ bei Albertus Magnus, Ms., S. 24).

Ernster und gefährlicher ist ein zweiter Vorwurf: Albert sei ein erbarmungsloser Unterdrücker und Vernichter jüdischer Gelehrsamkeit gewesen. Frau Heinemann beruft sich dabei auf historische Dokumente und behauptet, Albert habe als Vorsitzender einer von Papst Innozenz III. eingesetzten Kommission die Verbrennung jüdischer Schriften gutgeheißen und aufs neue bestätigt. Dazu hat Prof. W. Kübel, der Leiter des Albertus-Magnus-Instituts in Bonn, festgestellt, daß aus den Quellen nichts darüber bekannt ist, ob Albert eine Vernichtung des Talmud gutgeheißen hat oder an einer solchen beteiligt war. In der Urkunde vom 15. Mai 1248 (Denifle-Chatelain, Chartularium Universitatis Parisiensis t. 1, Paris 1879, n. 178, p. 209–211), in der widerchristliche Lehren im Talmud festgestellt werden, wird die Verbrennung von 1240 nicht gutgeheißen. Aus dieser Urkunde geht auch nicht hervor, daß Albert in der Kommission den Vorsitz geführt hat. Er hat mit 40 anderen Professoren („et alii viri boni“) unterschrieben.

Wir haben ein unverdächtiges Zeugnis über Alberts Stellung zur jüdischen Gelehrsamkeit. Der jüdische Gelehrte J. Guttmann (Der Einfluß der maimonidischen Philosophie auf das christliche Abendland, in: Moses ben Maimon. Sein Leben, seine Werke und sein Einfluß, Bd. 1, 1908, 153) schreibt folgendes: „Dagegen finden wir bei ihm (Albert) die Namen mehrerer der arabisch-jüdischen Literatur angehörender Autoren auf dem Gebiete der Astronomie oder der Astrologie erwähnt, die unseres Wissens den anderen Scholastikern unbekannt geblieben sind. Von den Werken der jüdischen Religionsphilosophen hat er die des Rabbi Isaac (Isaak Israeli), des Avicbron (Salomo ibn Gabirol), eines nicht näher bezeichneten Abraham oder Abraham Hispalensis und endlich des Rabbi Moyses Aegyptius oder unseres Maimonides benutzt, und zwar in einem Umfange, wie er bei den früheren Scholastikern auch nicht annähernd anzutreffen ist.“ Wie unbefangen Albert der jüdischen Gelehrsamkeit gegenüberstand zeigt z. B. die Tatsache, daß er in der Frage der Anfangslosigkeit der Welt der Ansicht des Moses Maimonides den Vorzug gibt gegenüber der des Aristoteles. „Wer weiß, in welchem hohem Ansehen Aristoteles bei Albert stand, wird diese Tatsache zu würdigen wissen“ (W. Kübel, Brief an mich vom 14. 11. 1980). –

Diese Kontroversen zeigen zu guter Letzt, daß Albertus Magnus bis zur Stunde aktuell geblieben ist und daß er – siebenhundert Jahre nach seinem Tod! – noch immer die Zeitgenossen zum Widerspruch reizt, noch immer die Geister scheidet. Wir sollten uns darüber nicht ärgern, sondern freuen. Denn Albert ist uns nicht ein Denkmal vergangener Größe, sondern lebendige Gegenwart: ein Mensch des 13. Jahrhunderts, Kind einer Stadt im heutigen bayerischen

Schwaben, ein Gelehrter, der Glauben und Wissen zu einer Synthese zusammenfügte; ein Heiliger zugleich, der auch kommenden Generationen etwas zu sagen hat, wenn nur das künftige Europa sich leiten läßt von den alten Tugenden der Weisheit, der Wissenschaft und Frömmigkeit.